

CAY RADEMACHER

RÄTSELHAFTES SAINT-RÉMY

Ein Provence-Krimi mit Capitaine Roger Blanc



DUMONT

CAY RADEMACHER

RÄTSELHAFTES SAINT-RÉMY

Ein Provence-Krimi mit Capitaine Roger Blanc



DUMONT

Juni in Südfrankreich: Mit dem Sommer kommen die Touristen nach Saint-Rémy, einem der schönsten Orte der Region. Nur wenige Kilometer hinter den Cafés, Galerien und pittoresken Plätzen erheben sich die Alpilles – ein Gebirgszug, dessen schroffe Felsgipfel wie stumme Wächter über dicht bewaldete, fast menschenleere Täler ragen. Und zwischen Stadt und Bergen liegt die seit mehr als anderthalb Jahrtausenden verlassene antike Metropole Glanum, das Pompeji der Provence. Inmitten der Ruinen arbeitet ein junger Archäologe der Sorbonne mit seiner Chefin und einem Kollegen an einer Ausgrabung. Routine, so scheint es. Bis der Forscher tot aufgefunden wird – ermordet im düsteren Schacht einer heiligen Quelle. Blanc und seine Kollegen Marius Tonon und Fabienne Souillard, beide aus privaten Gründen angeschlagen, nehmen die Ermittlungen auf. Schon bald finden sie heraus, dass der Tote nicht nur seinem offiziellen Forschungsauftrag nachging, sondern sich auch auf einer mysteriösen Suchmission befand. Dass ein fast vergessenes, nie aufgeklärtes Verbrechen dabei eine Rolle spielte. Und dass es ausgerechnet im malerischen Saint-Rémy mehr als einen Menschen mit einem dunklen Geheimnis gibt.



© in medias res

Cay Rademacher, geboren 1965, schreibt in mehrere Sprachen übersetzte Kriminalromane, etwa die ›Trümmermörder‹-Trilogie aus dem Hamburg der Nachkriegszeit oder die erfolgreiche Provence-Serie um Capitaine Roger Blanc. Außerdem erschienen bei DuMont ›Ein letzter Sommer in Méjean‹ (2019), ›Stille Nacht in der Provence‹ (2020), ›Die Passage nach Maskat‹ (2022), ›Nacht der Ruinen‹ (2025) sowie das historische Sachbuch ›Drei Tage im September‹ (2023). Cay Rademacher lebt mit seiner Familie bei Salon-de-Provence.

CAY RADEMACHER

RÄTSELHAFTES SAINT-RÉMY

Ein Provence-Krimi
mit Capitaine Roger Blanc

DUMONT

Von Cay Rademacher sind bei DuMont außerdem erschienen:

Der Trümmermörder
Der Schieber
Der Fälscher
Mörderischer Mistral
Tödliche Camargue
Brennender Midi
Gefährliche Côte Bleue
Dunkles Arles
Verhängnisvolles Calès
Verlorenes Vernègues
Schweigendes Les Baux
Geheimnisvolle Garrigue
Stille Sainte-Victoire
Unheilvolles Lançon
Ein letzter Sommer in Méjean
Stille Nacht in der Provence
Die Passage nach Maskat
Drei Tage im September
Nacht der Ruinen

E-Book 2025

© 2025 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG, Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln,
info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns
explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Karte: Kartografie Angelika Solibieda, Cartomedia Karlsruhe
Satz: Angelika Kudella, Köln
Lektorat: Leonora Tomaschoff
E-Book Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
ISBN E-Book 978-3-7558-1093-3

www.dumont-buchverlag.de

Et demain n'existe pas.

Pierre Lemaitre

Der Tod kommt in die alte Stadt

Capitaine Roger Blanc lebte nun schon beinahe ein Jahr in der Provence und hatte in dieser Zeit eine Theorie über Morde entwickelt. Eine Theorie, die er allerdings besser für sich behielt, weil sie nach Aberglauben klang: Je schöner der Tatort, desto hässlicher das Verbrechen. Und der Tatort, zu dem sie an diesem Morgen gerufen wurden, war im ganzen Süden berühmt für seine Schönheit.

Seine Kollegen Marius Thonon und Fabienne Souillard saßen mit ihm im schweren Peugeot 5008 der Gendarmerie, während sie mit Blaulicht und Martinshorn über die Route Départementale 5 rasten. Blanc kannte die beiden inzwischen sehr gut, und doch fragte er sich, ob ihnen wohl je ähnliche Überlegungen durch den Kopf gegangen waren wie ihm. Vermutlich hätten sie seine Gedanken als seltsam unprofessionell empfunden. Ein Mord blieb ein Mord, ob er nun in einer modernen Villa im Luberon oder in einer heruntergekommenen Wohnung der Quartiers Nord von Marseille begangen worden war, und es war nun einmal der Job der Flics, eine Bluttat so schnell wie möglich aufzuklären. Also schwieg Blanc lieber.

Die Sonne stand tief im Osten, ihr Licht war gelb, sanft, schmeichelnd. Die älteren Einheimischen wie Marius, der ewige Provenzale, schwärmten vom Juni als dem schönsten Monat des Jahres, dem üppigen Frühlingsfinale, das noch nicht mehr als eine Vorahnung des glühend langen Sommers war. Doch eigentlich hatte es schon seit ein paar Jahren keinen milden Juni mehr gegeben. Es war erst der zehnte Tag des Monats, und der Wetterbericht von *Météo France* kündigte für die nächste Woche bereits Temperaturen von bis zu vierzig Grad an. Bauern und Zimmerleute würden in der Glut arbeiten, Schüler in saunaheißen Klassenräumen ihre Abschlussklausuren schreiben, Krankenschwestern wie Blancs Geliebte Paulette in Altersheimen und Hospitälern einen verzweiferten Kampf gegen die Dehydrierung ihrer Patienten führen – und Flics fuhren mit Vollgas zum

Tatort, weil sie wussten, was diese Junisonne innerhalb weniger Stunden mit einer Leiche anrichtete.

Doch noch war die Morgenluft mild, die durch heruntergelassenen Seitenscheiben strömte und Blancs Stirn kühlte. Vor ihnen ragten die Alpilles auf, aus der Ferne wirkten sie wie Berge aus blauem Glas, fast glaubte man, durch sie hindurchsehen zu können. Mit jedem Kilometer, den er näher heranraste, schälten sich jedoch immer feinere Details aus dem dunstigen Frühlicht: graue Felsklippen, wohl zweihundert, dreihundert, vierhundert Meter hoch, mürbes Gestein, an den Hängen Wälder wie Flickenteppiche, weil der Boden zu steil und karg war, als dass die Bäume dicht an dicht wachsen könnten. Der Luftstrom trug den Duft von Aleppo-Kiefern und Pinien ins Auto. An den Berghängen, die bereits im Sonnenlicht badeten, erwachten die Zikaden. Ihr tausendfacher sägender Lockruf füllte die Täler und übertönte sogar das Grummeln des schweren Dieselmotors. Die Garrigue blühte, weiße, violette, gelbe, rote Farbkleckse leuchteten im Gesträuch. Aus den Augenwinkeln sah Blanc einen Schatten, der unter einem Ginster verschwand, vielleicht ein Kaninchen oder ein Fuchs, ein flinkes Tier jedenfalls, das erschrocken vor dem Streifenwagen flüchtete, der nun mit quietschenden Reifen die Serpentina im Vallon de Notre-Dame-de-Laval erklomm, ein Tal, das sich wie eine Schneise quer das Gebirge zog. Er schaltete das Martinshorn ab, endlich waren sie allein auf der Straße.

Ihr Ziel war Glanum, eine antike Stadt am Nordrand der Alpilles, das Pompeji der Provence, griechische und römische Ruinen. Musste ganz toll sein, Blanc hatte schon viel davon gehört, wollte mit Paulette auch immer mal hin, aber wie das so war: Sie hatten nie Zeit gefunden. Er seufzte so leise, dass die Kollegen es nicht hörten. Jetzt würde er vermutlich mehr als genug Zeit haben, sich dort umzusehen.

Der Notruf war vor etwas mehr als einer halben Stunde eingegangen, die Direktorin von Glanum hatte die Gendarmerie alarmiert. Die Ruinen lagen nur einen Steinwurf von Saint-Rémy entfernt, dem populärsten Touristenort der ganzen Region. Da viele Besucher zu den antiken Stätten strömten, wurden die Zugänge bereits am frühen Morgen aufgeschlossen. Die

Direktorin hatte, offenbar war das Routine, zuvor einen Kontrollgang gemacht – und war dabei auf einen Toten zwischen den Ruinen gestoßen. Die Frau hatte am Telefon ziemlich gefasst gewirkt. Sie wusste auch, wer der Tote war: Gaspard Rouge, achtundzwanzig Jahre alt, ein Archäologe der Sorbonne, der vor zwei Wochen mit Kollegen aus Paris angereist war, um in Glanum Grabungen durchzuführen.

»Können Sie mir irgendeinen Hinweis auf die Todesursache geben?«, hatte Blanc die Anruferin gefragt. Einen Augenblick lang hatte er die Hoffnung gehabt, nun ja, »Hoffnung« mochte zynisch klingen, aber, ja doch, die Hoffnung gehabt, dass es sich um einen Unfall handeln könnte, denn Unfälle waren zwar tragisch, doch taten sich da nicht solche menschlichen Abgründe auf wie bei Morden. Ein junger Archäologe bei der Arbeit, *mon Dieu*, vielleicht war er unaufmerksam gewesen und von einer Klippe gestürzt oder von einer umstürzenden antiken Säule erschlagen worden oder was auch immer.

»Die Wunde am Kopf sieht für mich aus wie ein Axthieb oder ein Einschuss«, hatte die Direktorin ruhig geantwortet, »jedenfalls ist alles voller Blut.«

Schöner Tatort, hässliches Verbrechen, *eh merde*.

Irgendwann wurde Blanc das Schweigen seiner beiden Mitfahrer dann doch zu belastend. »Warum ermordet man einen Archäologen bei der Ausgrabung?«, murmelte er. Das war, wenn man es genau nahm, eine idiotische Frage, denn was sollten seine Kollegen schon darauf antworten? *Mon Dieu*, irgendetwas mussten sie sagen.

Fabienne bequeme sich zu einem »Wir werden es ja gleich sehen. Es sind nur noch zwei oder drei Kilometer«. Sie war schwanger, sie wollte fort aus dem Süden, ihre Ehe kriselte – eine frische Leiche war so ziemlich das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte.

»Ist ja nicht mal sicher, dass der Kerl ermordet wurde«, brummte Marius. »Du kannst auch auf anderen Wegen mit blutigem Schädel in die Ewigen Jagdgründe wandern, Selbstmord zum Beispiel.« Er kratzte sich am Kopf und brachte sein ungekämmtes schwarzes Haar noch mehr in Unordnung. Unter seinen Augen lagen dunkle Ringe, er trug ein Hawaiihemd in

schrillsten Farben, das hatte ihm seine Lebensgefährtin Soumia garantiert nicht herausgelegt.

Fabienne ist angeschlagen, und Marius wird doch nicht etwa verkatert sein? Blanc musste sich eingestehen, dass er nicht gerade mit der besten Gendarmerietruppe Frankreichs anrückte.

Über Funk meldete sich ein Beamter der Police Municipale von Saint-Rémy. »Wir haben das Gelände abgesperrt, *mon Capitaine*«, berichtete er. »Aber Sie können direkt bis zum Eingang von Glanum fahren. Wir haben einen Code D-C-D.«

Code D-C-D, auch das noch, dachte Blanc. Sprach man die Buchstaben schnell hintereinander aus, dann klang es wie *décédé*, »verstorben« – Flics, Feuerwehrleute und Rettungssanitäter benutzten diese Abkürzung, wenn Menschen in der Nähe waren, denen man diese Wahrheit nicht zumuten wollte.

»Bei mir sitzt niemand im Auto, der nicht hierhergehört«, versicherte er. »Schießen Sie los: Was wissen Sie?«

»Schießen ist das richtige Stichwort«, antwortete der Polizist. »Das sieht verdammt nach Kopfschuss aus, direkt in die rechte Schläfe.«

»Das zu den vielen Wegen in die Ewigen Jagdgründe«, flüsterte Blanc und blickte zu Marius hinüber.

Der zuckte mit den Achseln. »Bleibt immer noch Suizid als Möglichkeit.«

»Liegt eine Waffe neben dem Toten?«, wollte Blanc über Funk wissen.

»Ich glaube nicht. Wir haben zumindest noch keine gefunden.«

»*Putain*«, fluchte Marius, als sei es die Schuld des Opfers, von fremder und nicht von eigener Hand getötet worden zu sein.

Blanc beschloss, den Ausbruch seines Kollegen zu ignorieren. »Gibt es einen Verdächtigen, eine heiße Spur, gar einen Verhafteten?«

»Die Direktorin des Museums hat die Leiche heute Morgen gefunden und die 17 gewählt. Sie war die einzige Person weit und breit. Den eingetrockneten Blutspuren nach zu urteilen wurde der Mann aber schon vor einigen Stunden erschossen, irgendwann in der Nacht, vermute ich. Und Spuren? *Eh bien*, hier sieht alles aus wie immer.«

»D'accord, Kollege, vielen Dank, gute Arbeit«, gab er durch. »Noch handelt es sich nur um eine Voruntersuchung der Gendarmerie, aber das ist nur eine Formsache. Der Staatsanwalt wird sicher eine *Enquête de flagrance* einleiten, volle kriminalistische Ermittlungen, das ganze Programm: Spurensicherung, Gerichtsmedizin und, das lässt sich wohl kaum vermeiden, dann auch die Presse. Wir brauchen Parkplätze für mehrere Streifenwagen, den Transporter der Spurensicherung, das Auto der Rechtsmedizinerin, den Leichenwagen. Gleichzeitig dürfen die Reporter nicht zu nahe herankommen. Sie müssen den Zugang also filtern können. Glanum liegt nicht mitten in der Stadt, sondern am Rand der Alpilles, richtig?«

»Ja, *mon Capitaine*, die Ruinen erstrecken sich in einem Tal, das in die Berge hineinreicht. Ziemlich einsam, obwohl man von Saint-Rémy aus zu Fuß hinkommen kann.«

»Dann müssen Sie nicht bloß die Straße und den Haupteingang absperren, sondern auch die Wanderwege in der Umgebung, die Wälder, die Garrigue, einfach alles. Niemand darf sich auf Umwegen dem Tatort nähern. Vielleicht brauchen wir auch Planen, Zelte, irgendeine Form von Sichtschutz.«

»Das ... nun, ich habe bloß ein paar Leute.«

»Ich fordere Verstärkung an. Und bis dahin nehmen Sie jeden, den Sie kriegen können: Arbeiter vom städtischen Bauhof, die Sekretärin des Bürgermeisters, wen auch immer.«

»Wird gemacht!«

»Ich glaube, ich kann Glanum schon erkennen. Wir sind gleich da.«

»Ja, ich sehe Ihr Blaulicht.« Der Beamte klang sehr erleichtert.

Es war kurz vor zehn Uhr, sie hatten fast eine Dreiviertelstunde von Gadet gebraucht. Vögel sangen im Wald neben der Straße, doch sie flogen nicht: Fast hätte Blanc geglaubt, ein künstliches Gezwitscher aus versteckten Lautsprechern zu hören, es war beinahe zu laut, zu intensiv, zu lebensfroh. Er fragte sich flüchtig, wo sich all diese Vögel verstecken mochten, ob sie wohl brüteten, balzten, jagten, oder ob dieser Lärm nicht so etwas wie das

Nachrichtengeflecht der Tiere war, ein ständiger Informationsaustausch über Wipfel und Buschwerk hinweg. Vielleicht waren die Vögel bloß aufgeregt, weil letzte Nacht das schlimmste Raubtier auf Erden sein Unwesen getrieben hatte: der Mensch. Du bist kein Dichter, ermahnte sich Blanc dann, konzentriere dich auf das, was du kannst.

Der kurze Zufahrtsweg wurde von zwei uniformierten Beamten aus Saint-Rémy kontrolliert, die den Streifenwagen durchwinkten. Blanc konnte noch ein paar Meter weiterfahren, bis er die Route Départementale nicht mehr sah, dann hielt er an einer Barriere neben einem kleinen weißen Suzuki-Geländewagen der Police Municipale und sah sich um: Glanum lag eingebettet in einem schmalen, wenige Hundert Meter langen Tal, das nach Süden hin anstieg. Er sah jenseits der modernen Umzäunung brusthohe Steinmauern, Säulen, mit Steinplatten gepflasterte uralte Straßen und Plätze. Die Ruinen waren so grau wie die Felsen der Alpilles, die Griechen und Römer hatten vermutlich ihr Baumaterial aus Steinbrüchen irgendwo in der Nähe geholt. Zuerst mussten die Besucher ein modernes, flaches Gebäude durchqueren, in dem sich die Kasse befand, der unvermeidliche Souvenirshop, neben dem, bemerkte Blanc flüchtig, einige Architekturmodelle standen, die wohl zeigen sollten, wie Glanum einst ausgehen hatte.

Neben den Modellen wartete ein weiterer Beamter der Police Municipale auf sie. Er war etwa vierzig Jahre alt, hatte den Körper und den Stiernacken eines durchtrainierten Rugbyspielers und die schwarzen Haare und den dunklen Teint eines Südseeinsulaners. Polynesier, dachte Blanc, auf welchen verschlungenen Pfaden des öffentlichen Dienstes war wohl jemand von Papeete bis nach Saint-Rémy gekommen? Auf seinem Namensschild las er: *Jean-Marc Tuaiva*, seine Schultern zierte die drei Streifen des *Chefs de Service Principal*, er war der Anrufer von vorhin gewesen. Er schüttelte Blanc und seinen Kollegen die Hand, Tuaivas Griff war wie ein Schraubstock, *mon Dieu*, der Mann würde es schon schaffen, die Schaulustigen von Glanum fernzuhalten.

»So etwas haben wir hier noch nie gehabt«, sagte Tuaiva und klang dabei beinahe entschuldigend. »Bei uns besteht die Kriminalität eigentlich aus

Taschendieben, die es auf Touristen absehen, Jugendlichen, die mal ein Bier zu viel getrunken haben, und Bauern, die sich um das Wegerecht auf ihren Feldern streiten.«

»Kennen Sie das Opfer?«

Tuaiva hob die mächtigen Schultern. »Das wäre übertrieben zu sagen. Ich habe die Archäologen hin und wieder gesehen, seit sie hier graben, aber ich habe kaum mehr als ein ›Salut‹ mit ihnen gewechselt. Das sind ruhige, unauffällige Leute, sympathisch, fleißig. Die kriechen den ganzen Tag zwischen den Ruinen herum, denen macht die Hitze nichts aus. Vielleicht kann Ihnen die Direktorin der Anlage mehr zu dem Mann sagen.«

»Die Dame, die den Toten gefunden und den Notruf abgesetzt hat?«

»Sie wartet im Büro hinter der Kasse. Sie ist ... Nun, Madame musste sich sammeln.«

»Verstehe ich. Den Anblick eines Toten vergisst man nicht so schnell«, erwiderte Fabienne. Sie war blasser als sonst und wirkte bereits erschöpft.

»Du musst nicht ...«, begann Blanc.

»*Mon Capitaine*, ich weiß genau, was du jetzt sagen willst, und meine Antwort lautet: Natürlich komme ich mit.«

Tuaiva sah Fabienne einen Moment lang erstaunt an, räusperte sich und führte sie in einen kleinen Raum. Das einzige Fenster stand offen und ließ bereits unangenehm aufgeheizte Luft herein, noch nicht die angedrohten vierzig Grad, aber sicher schon dreißig. Neben dem Fensterbrett stand eine Frau und rauchte eine E-Zigarette. Bläulicher Qualm stieg auf, süßlich duftend nach irgendeinem künstlichen Aroma, *mon Dieu*, sollte das Erdbeere in der Zigarette sein? Die Frau war groß und schlank, in ihrem langen schwarzen Haar schimmerten einzelne graue Strähnen, auch ihre Augen leuchteten grau, ihre Nase war etwas zu prominent, ihr Mund etwas zu klein, um dem Ideal eines Fotomodells zu entsprechen, doch Blanc, der ihr Alter auf etwa fünfzig Jahre schätzte, fand sie trotzdem – oder vielmehr: gerade deswegen – sehr schön. Sie war ungeschminkt, trug Jeans und eine ockerfarbene, gemusterte Bluse von Souleiado mit jener Selbstsicherheit, die nur Frauen ausstrahlen, die sich ihr ganzes Leben lang elegant gekleidet haben.

»Endlich! Gut, dass Sie da sind.« Sie legte ihre Zigarette quer über einen Aschenbecher, der mit einem, dem Design nach, ziemlich alten Werbeslogan des *Office du Tourisme* von Saint-Rémy beschriftet war, ging auf Blanc zu und schüttelte ihm die Hand, anschließend auch Marius und Fabienne. Sie duftete dezent nach einem leichten Parfum. »Ich bin Milène Oreal.«

»Die Situation ist sicher sehr schwierig für Sie, Madame«, begann Blanc, nachdem die Vorstellung beendet war, »doch wir würden es sehr schätzen, wenn Sie uns behilflich sein könnten.«

»Ich tue alles, was in meiner Macht steht.« Milène Oreal wirkte mitgenommen, aber gefasst – und durchaus neugierig, was ein gutes Zeichen war, dachte Blanc. Die wird nicht gleich in Ohnmacht fallen, und klug ist sie vermutlich auch. Eine gute Zeugin.

»Wir würden Ihnen gerne einige Fragen stellen. Und wir möchten, dass Sie uns zu dem Toten führen.« Natürlich hätte er auch Tuaiva bitten können, doch Blanc wollte die Gelegenheit nutzen: Milène Oreal war die Direktorin von Glanum, das war ihr Reich. Mit dem, was sie sagte, wie und auf welchen Wegen sie sich bewegte, würde sie ihm unbewusst – anders konnte er es nicht formulieren – ein *Gefühl* für diesen Ort geben. Es war eine Sache, mit der Navigationsapp eines Handys vor der Nase einen Weg zurückzulegen, und eine ganz andere, einen Ort wirklich zu *ergehen*. Und Blanc glaubte bereits jetzt, dass dieser Tatort nicht zufällig gewählt worden war: Glanum könnte etwas mit dem Verbrechen zu tun haben, vielleicht verbarg sich in den Ruinen gar das Motiv für den Mord. Zumindest wollte er sich die Chance auf überraschende Erkenntnisse nicht entgehen lassen, falls es wirklich so war.

Milène Oreal zögerte kurz, holte tief Luft und zwang sich zu einem Lächeln. »Selbstverständlich, *Capitaine*. Ich zeige Ihnen, wo Gaspard liegt.«

»Gaspard?«

Wieder lächelte sie, diesmal echt und ein wenig wehmütig. »Hier im Team duzen wir uns alle. Und die drei Archäologen aus Paris sind zwar nur

für ein paar Wochen vor Ort, aber sie sind halt Profis und gehören irgendwie dazu. Wenn Sie mir nun folgen wollen?«

»Bitte nehmen Sie denselben Weg, den Sie heute Morgen genommen haben, Madame. Die Runde, die Sie durch den Ort machen, bevor Sie aufschließen.«

»Selbstverständlich. Von einigen wenigen Nebenwegen abgesehen gibt es sowieso nur einen Zugang, und der hat sich seit mehr als zwei Jahrtausenden kaum verändert: über die antike Hauptstraße.«

Sie verließen das Gebäude durch die Hintertür, die zum antiken Ausgrabungsgelände führte. Auf einer Steinbank saßen dort zwei junge Leute, ein Mädchen und ein Junge, noch keine zwanzig, dachte Blanc. Beide sprangen erschrocken auf, als sie die Gendarmen erblickten. Die junge Frau trug einen breitrempigen, geschwungenen Strohhut, unter dem ihre langen blonden Haare hervorquollen, sie hatte milchweiße Haut (*mon Dieu*, dachte Blanc, der selbst schon leidvolle Erfahrungen im Midi gemacht hatte, wie schützt sie sich vor Sonnenbrand, geht das allein mit diesem übergroßen Hut?), blaue Augen, einen vollen Mund, die Lippen rot gefärbt, zum Küssen schön, und fast dieselbe prominente Nase wie Milène Oreal, denselben schlanken, langen Körper, ja, sie hatte dieselbe Art, sich zu bewegen. Der Junge an ihrer Seite war noch größer als sie, ebenfalls sehr schlank, dabei muskulös, er hätte Basketballer oder Volleyballer sein können, die dunklen Haare fielen ihm in die Stirn und bis in die Augen, sodass er beinahe wie maskiert wirkte.

»Meine Nichte Féline Chapot und ihr Freund Olivier Taix«, stellte die Direktorin vor. »Sie sind noch auf dem Lycée, aber jetzt ist Klausurenzeit, da haben sie einzelne Tage frei und helfen an der Kasse aus.«

»Sind Sie gemeinsam mit Ihrer Tante angekommen, Mademoiselle?«, fragte Blanc.

»Nein.« Féline schüttelte rasch den Kopf und warf ihrem Freund einen Blick zu, als wolle sie sagen: ›*Nun rede du schon!*‹ Doch der schwieg, und hinter dem Vorhang seiner Haare glaubte Blanc, einen abweisenden, gar misstrauischen Blick zu erkennen.

»Féline und Olivier sind kurz nach mir angekommen, wie immer«, erklärte die Direktorin, zögerte, korrigierte sich dann. »Das heißt, Féline kam nach mir an, ihr Freund war mit seinem Motorroller schon da.« Sie deutete auf eine rote Vespa, die neben einer Zypresse stand. »Aber er hat vor dem Eingang auf mich gewartet. Die jungen Leute haben, *eh bien*, die schreckliche Szene in den Ruinen nicht gesehen, und es wäre mir recht, wenn das auch so bliebe. Ich habe den beiden gesagt, Sie sollen wieder nach Hause gehen, doch Monsieur Tuaiva ...«

»Sie haben selbst angeordnet, dass ich jeden nehmen soll, den ich kriegen kann, *mon Capitaine*«, fiel der Polizist ein. »Also dachte ich, da Féline und Olivier sowieso an der Kasse arbeiten, können sie sich um diesen Bereich kümmern und Neugierige fernhalten. Ich kenne die beiden, sie sind sehr zuverlässig und gewissenhaft. So habe ich zwei Beamte frei, die ich ins Umland schicken kann.« Er deutete auf die bewaldeten Hügel, die den gesamten südlichen Teil von Glanum wie steil ansteigende Theaterränge umschlossen. Von dort hatte man sicher einen guten Blick auf die Ruinen, sie würden früher oder später Schaulustige anziehen.

»Gute Idee.« Blanc nickte Féline und Olivier zu. »Sie halten hier vorerst die Stellung. Begeben Sie sich bitte in das Gebäude, während Ihre Tante mit uns durch die Ruinen geht. Vermutlich werden Polizei und Gendarmerie das Gelände weiträumig absperren, und kein Neugieriger sollte es bis zur Kasse schaffen, aber man kann nie wissen. Wahrscheinlich wird es auch Anrufe geben. Vielleicht vom Bürgermeister, von der Untersuchungsrichterin, von anderen offiziellen Stellen. Die nehmen Sie an und notieren sich deren Anliegen. Wir kümmern uns später darum. Journalisten werden möglicherweise versuchen, Ihnen Informationen zu entlocken. Die wimmeln Sie ab.«

»Sie können sich auf uns verlassen«, erwiderte Féline eifrig. Ihr Freund hatte noch immer kein einziges Wort gesagt, er nickte nicht einmal.

Blanc und seine Kollegen folgten Milène Oreal auf einem Weg, der vom Empfangsgebäude über eine Felskuppe bis hinunter zum Talgrund führte. Als sie näher kamen, erkannte Blanc kleine weiße Muscheln, die in dem antiken Mauerwerk eingeschlossen waren. So etwas hatte er in den Alpilles

schon öfter gesehen. Das Gebirge war vor Äonen der schlammige Grund eines Ozeans gewesen, bevor gewaltige tektonische Kräfte es zu Stein gebacken und aufgefaltet hatten. Und selbst ein archäologischer Laie wie er erkannte auf den ersten Blick die Hauptstraße, von der die Direktorin gesprochen hatte. Sie zog sich wie ein Rückgrat längs durch das Tal, war breit wie eine moderne Route Départementale, mit polierten Steinplatten gepflastert. An manchen Stellen waren links und rechts noch Bürgersteige erhalten, andernorts gaben aufgeplatzte Steinplatten den Blick frei auf Entwässerungskanäle, die vor zwei Jahrtausenden unter der Straße verlaufen waren. Blanc dachte an die vielfach geflickten Asphaltbänder, die sich durch manche provenzalischen Dörfer wanden, und musste zugeben, dass an dem Klischee, früher sei alles besser gewesen, offenbar doch etwas dran war.

Er blieb vor einem der vielen nummerierten Hinweisschilder stehen und studierte es kurz. Dann bat er Milène Oreal mit einer Geste zu sich und deutete auf den Infotext.

»Diese Schautafeln stehen doch nicht erst seit gestern hier«, bemerkte er. »Das Eingangsgebäude, die Parkplätze, das muss alles schon vor Jahren gebaut worden sein. Seit wann ist Glanum ein Freilichtmuseum?«

»Die ersten Grabungen begannen vor mehr als einem Jahrhundert. Und so, wie Sie das jetzt alles sehen, existiert es seit beinahe fünfzig Jahren.«

»Wenn hier seit fünfzig Jahren jedermann herumspazieren kann – was haben Archäologen dann noch zu tun?«, wunderte sich Blanc. »Forscher graben Neues aus, sie entdecken etwas. Aber hier liegt doch schon alles frei!«

Die Direktorin schüttelte lächelnd den Kopf. »Das, was Sie, wie jeder Besucher, sehen können, ist schätzungsweise ein Zehntel der antiken Siedlung. Gewissermaßen die Altstadt und die Innenstadt der Griechen und Römer. Alles andere«, sie vollführte mit ihrer rechten Hand einen Halbkreis von den Alpilles im Süden bis nach Saint-Rémy im Norden, »ist noch nicht ausgegraben. Und selbst der Teil von Glanum, in dem Sie und ich gerade stehen, wird immer noch erforscht. Hier haben die Archäologen noch für Generationen zu tun, *Capitaine*. Kommen Sie.«

Während er Milène Oreal folgte, fügten sich die Trümmer zu beiden Seiten der Hauptstraße für ihn nach und nach zu einem Muster zusammen. Er erkannte Hausmauern, Eingänge, von Säulen umsäumte Innenhöfe, in denen einst Springbrunnen – oder waren es gar antike Schwimmbecken? – geplätschert hatten. Sie passierten einen massiven Bau mit auffallend gut erhaltenen Mauern, fünf, sechs Meter hoch. Vielleicht, so vermutete er, war es einmal eine Gerichtshalle oder das Rathaus gewesen, jedenfalls wirkte es auch heute noch offiziell und irgendwie einschüchternd. Die fein aus Steinblöcken gemeißelten Säulen eines Tempels mussten vor nicht allzu langer Zeit gereinigt und wieder zu alter Pracht aufgerichtet worden sein, sie leuchteten heller, beinahe weiß, wirkten fast wie neu und sahen doch fragil aus. An einer Stelle lagen Gesimse nebeneinander auf dem nackten Boden, wuchtige, mit Reliefs verzierte Mauersteine – als hätte sie in der Antike ein Steinmetz für Kunden bereitgelegt, die das Material nie abgeholt hatten. Vielleicht waren ja vorher die Barbaren gekommen, dachte Blanc.

»Das sind die Thermen, wir haben sie vor einiger Zeit restauriert«, sagte Milène Oreal und deutete auf eine Reihe großer und kleiner steinerner Becken zu ihrer Linken. »Aus den Brunnenmasken sprudelte in der Antike das Wasser. Gelungene Kopien, finden Sie nicht? Die Originale sind inzwischen von der Verwitterung bedroht und stehen heute im Hôtel de Sade in Saint-Rémy. In dem Museum sind alle kleineren Funde aus Glanum ausgestellt. Lohnt einen Besuch. Es sind fantastische Relikte, sie ...« Sie errötete leicht, weil ihr erst jetzt wieder einfiel, wer ihre Besucher waren und warum sie hier herumgeführt wurden. »Verzeihen Sie meine Taktlosigkeit. Mich begeistern diese alten Hinterlassenschaften auch nach all den Jahren, in denen ich mit ihnen arbeite, immer noch so sehr, dass ich selbst dann ins Schwärmen gerate, wenn es unpassend ist.«

»Das macht gar nichts, Madame, im Gegenteil.« Blanc mochte Menschen, die für etwas brannten, und schieß drauf, wenn es unpassend war. Er besah sich die steinernen Brunnenmasken, die für ihn authentisch antik aussahen. (Flüchtig überlegte er, ob das vielleicht ein Mordmotiv sein könnte: Täuschend echt nachgebildete antike Skulpturen, vielleicht wollte sie jemand stehlen, ein Archäologe, der noch spät arbeitete und Einbrecher

überraschte, er musste diese Möglichkeit im Hinterkopf behalten ...) Die Masken waren Fratzen, ein alter Mann und eine Frau unbestimmbaren Alters, die Gesichtszüge grotesk verzerrt, die Münder, aus denen Wasser sprudeln sollte, auf ewig zu einem stummen Schrei geöffnet. Ihn schauderte, warum stellten sich die Römer solche Schreckensbilder an den Pool?

»Glanum verdankt seine Existenz dem Wasser«, riss ihn die Direktorin aus seinen Gedanken. »Am südlichen Ende des Tals, dort, wo es eng wird und zu den Alpilles hin ansteigt, entspringt eine Quelle, die schon den Kelten, den ursprünglichen Bewohnern, heilig war. Leider«, sie atmete tief durch, »wurde Gaspard ausgerechnet an diesem außergewöhnlichen Ort ermordet.«

Blanc erwiderte darauf nichts. Bevor sie diese höher gelegene Engstelle erreicht hatten, hielt er noch einmal inne und blickte zurück auf die antike Stadt. Zwischen den Ruinen standen weit ausladende Judasbäume. Ihre mächtigen Wipfel mit den hellgrünen Blättern beschatteten die Monumente, zwischen den Zweigen leuchteten die Samenschoten so rot wie Blüten. Rot leuchtete auch der Mohn, der hier und da aus den Ritzen des Hauptstraßenpflasters, ja sogar aus Mauerstümpfen und steinernen Beckenumrandungen hervorlugte. Aus dieser leicht erhöhten Position sah Glanum wie mit Blutstropfen gesprenkelt aus. Es duftete nach Blüten, aber er konnte nicht entscheiden, welche Blume die Luft so intensiv parfümierte. Und dann erst fiel ihm auf, dass es unfassbar still war. Kein Vogelgesang mehr, kein Rauschen einer Windböe in den Judasbäumen, kein Steinchen, das leise klappernd einen Hang hinunterrollte. Auch das war Blanc schon oft aufgefallen, auch darüber mochte er mit niemandem reden, weil ihn keiner verstanden hätte: Je schlimmer das Verbrechen, desto stiller der Tatort.

Blanc konnte sich gut vorstellen, dass die Quelle von Glanum für die antiken Bewohner ein magischer Ort gewesen war: Der felsige Boden stieg hier schon recht eindrucksvoll an, das Tal war auf ein, zwei Dutzend Meter Breite zusammengeschnürt, schon beinahe ein Canyon zwischen steil

aufragenden, schroffen Klippen. Die Berge wirkten abweisend, karg und vor allem trocken. Doch auf der linken Talseite, direkt am Fuß eines Berges, glitzerte tief in einer Felsspalte Wasser in der Morgensonne. Schon in der Antike hatten die Bewohner einen aus großen, sorgfältig behauenen Steinen gemauerten Schacht etwa fünf Meter bis zu dieser Wasserstelle hinuntergetrieben. Ein Bogen wölbte sich noch darüber, vermutlich war die Quelle einst komplett überbaut worden. Heute zeichnete die Sonne eine scharfe, schräge Schattenlinie auf die Mauern, hier und da wuchsen Grasbüschel aus den Fugen, die untersten Steinreihen waren mit einem Pelz aus grünlichem Moos überzogen. Die Luft im Schacht roch süßlich und war so feucht, dass Blanc, als er sich von oben darüber beugte, das Gefühl hatte, in flüssiger Atmosphäre zu atmen. Treppenstufen führten von der antiken Straße hinunter zum Wasser.

Es war eine Quelle, die, wie Blanc bei näherer Betrachtung feststellte, eher unheilig wirkte. Unten schwappte eine träge algengrüne Suppe, in der doch tatsächlich faule Goldfische schwammen – gänzlich unbeeindruckt von der Leiche, die auf den untersten Stufen lag, den rechten Arm ausgestreckt, die Hand wurde vom Wasser benetzt.

Gaspard Rouge musste zu Lebzeiten ein attraktiver Mann gewesen sein: Mit weit aufgerissenen braunen Augen schien er den Schacht hinauf zu ihnen und bis in den fernen Himmel zu starren. Sein halblanges braunes Haar war leicht gewellt, er hatte markante Jochbeine, eine aristokratische Nase, einen sinnlichen Mund, er war mittelgroß und sportlich, trug T-Shirt, Jeans und Trekkingschuhe.

Blanc wäre am liebsten sofort zu dem Toten hinuntergestiegen, doch er bezwang seine Ungeduld und wartete auf die Kriminaltechniker. Die würden in ihren weißen Ganzkörperschutzanzügen kommen, die Umgebung des Opfers gewissenhaft nach Spuren absuchen – erst dann durften Blanc und seine Kollegen und mit ihnen die Gerichtsmedizinerin Fontaine Thezan sich der Leiche nähern. Bis dahin blieb ihnen nichts anderes übrig, als von oben auf den Unglücklichen zu starren. Es waren bloß fünf Meter, das Sonnenlicht schien inzwischen grell, man sah mehr Einzelheiten, als einem lieb war.

»Ich stehe ja nicht auf Männer, aber ich muss zugeben, dass er sogar besser aussieht als Indiana Jones in seinem ersten Film«, sagte Fabienne.

Blanc musterte sie verstohlen. Sie gab sich cool, um ihre Erschütterung zu verbergen: Der Tote war in ihrem Alter, so etwas konnte jeden umhauen. Gaspard Rouge lag so auf den Treppenstufen, dass sein Hinterkopf auf den Steinen ruhte. In seiner rechten Schläfe klaffte ein beinahe kreisrundes Loch, die Haut am Rand war blutig und schwarz verfärbt, wie verbrannt. Aus dem Loch war ein kleines, inzwischen eingetrocknetes Rinnsal Blut bis auf die Stufen geflossen. Seine linke Schläfe war eine Masse aus Fleisch, Knochensplittern und blutverklebten Haaren. Auf dem Boden hatte sich eine riesige Lache ausgebreitet, und auf die Wände des Schachtes waren Schleier aus winzigen roten Tropfen gespritzt.

»Einschuss in der rechten Schläfe, Austritt der Kugel aus der linken«, vermutete Marius. Er wirkte traurig, irgendwie resigniert, als er sich umwandte und in Richtung Hauptstraße blickte. Milène Oreal war schon wieder von der Treppe zurückgetreten und neben der Ruine eines kleinen Tempels am Rand des Quellenheiligtums stehen geblieben. »Wissen Sie, ob Gaspard Rouge Rechts- oder Linkshänder war?«, fragte Marius.

Sie brauchte ein, zwei Sekunden, um den Sinn der Frage zu begreifen, zu sehr hatte sie der erneute Anblick der Leiche erschüttert. »Rechtshänder, glaube ich«, antwortete sie zögernd, dann entschiedener: »Ja, Rechtshänder. Ich erinnere mich, dass er mit der rechten Hand geschrieben hat. Gaspard hat sich ständig Notizen gemacht, er hatte immer mehrere Hefte bei sich.«

»Ein lebensmüder Rechtshänder würde sich die Kugel in die rechte Schläfe schießen«, brummte Marius.

Blanc ignorierte ihn vorerst und betrachtete den Toten. Mochte sein, dass sich in der Tasche seiner Jeans noch ein Notizblock verbarg, das würden die Spurensicherer herausfinden. Aber sonst gab es hier nichts, worauf er einen Abschiedsbrief hätte schreiben können. Er beugte sich weiter über den Schacht, kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Auf Rouges rechter Wange, vielleicht drei Zentimeter unterhalb des Einschusslochs, schimmerte ein weiterer kleiner roter Fleck von unbestimmbarer Form, doch schwächer leuchtend, zudem schien er stärker

eingetrocknet zu sein. Eine ältere Schürfwunde? Ein Sonnenbrand? Eine Allergie? Fontaine Thezan würde sich darum kümmern, vielleicht hatte es nichts zu bedeuten, vielleicht doch.

Nach und nach traf die von Blanc angeforderte Verstärkung ein. Gendarmen postierten sich am Rand von Glanum, man sah blaue Uniformen zwischen den Aleppo-Kiefern an den Hängen der Alpilles. Schließlich stapften die *Techniciens en identification criminelle* in ihren Raumanzügen heran, beladen mit ihren Koffern und Kameras und ihrem Misstrauen gegenüber all den Stümpfern, die unabsichtlich Tatorte kontaminierten und Spuren verwischten. Blanc begrüßte Saad Ben-Rouijal, den Leiter der Einheit. Der schob seine Brille von der Nasenspitze um eine Winzigkeit nach oben und äugte dann missmutig über die Mauern bis in den Schacht hinunter.

»Wir müssen mitten durch«, sagte er unzufrieden.

Mon Dieu, seine Stimme klang von Mal zu Mal heiserer, irgendwann würde sich Ben-Rouijal während eines Einsatzes ein Stimmband reißen. Blanc ahnte, warum der Kollege unzufrieden war: Normalerweise näherten sich Kriminaltechniker einem Verbrechensopfer auf Umwegen, um möglichst wenig Spuren zu verwischen. Hier aber gab es nur die Route, die auch Täter und Opfer genommen haben mussten: die Steintreppe nach unten.

»Tut mir leid, dass es ein schwieriger Job wird«, antwortete er. »Durch Glanum laufen täglich Hunderte von Besuchern, und Sie sehen ja, dass die Treppe nicht abgesperrt ist: Die können alle bis ans Wasser gehen.«

Ben-Rouijal blickte nachdenklich zum Himmel. »Und es hat seit Wochen nicht geregnet«, ergänzte er. »Ein ordentlicher Schauer vor ein, zwei Tagen hätte viele ältere Spuren vernichtet und für uns die Tafel gewissermaßen freigewischt. Aber so werden wir Fingerabdrücke, Haarspuren und was auch immer von Hunderten Menschen aus den letzten Wochen oder gar Monaten finden.« Er starrte immer noch von oben auf die Leiche. »Sieht nach Durchschuss aus«, brummte er. »Hoffentlich finden wir die Kugel. Vielleicht steckt sie in einem Stein. Aber wenn sie als Querschläger herumgeflogen ist, dann liegt sie jetzt möglicherweise im Wasser.« Nun

betrachtete er die Goldfische mit, wie es Blanc schien, deutlich mehr Abscheu als den Toten. »Wissen Sie, wie tief die Quelle ist?«

»Sie werden es herausfinden.«

Ben-Rouijal brummte eine Antwort, die Blanc glücklicherweise nicht mehr verstand, weil sich der Spezialist eine Maske vors Gesicht zog. Danach stülpte er sich die Kapuze über den Kopf, streifte sich Handschuhe über und winkte einige Kollegen heran. »Dann wollen wir mal.« Seine Stimme klang dumpf.

Die nächste gute Stunde wartete Blanc geduldig, während die Kriminaltechniker Fotos machten, mal hier, mal dort am Boden oder an der Wand des Schachts etwas markierten oder abkratzten, ohne den Toten je zu berühren. Da ihm aber niemand von dort unten ein Zeichen gab, schienen sie nichts Sensationelles zu entdecken. Fabienne saß auf einer Steinmauer im Schatten eines Judasbaums und tippte wie wild auf ihrem iPhone herum. Vermutlich viele private Nachrichten, vermutlich mit ihrer Frau, und ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen vermutlich keine neckischen Scherze. Marius hatte sich hingesetzt und lehnte an einem Stein, in den eine lateinische Inschrift eingemeißelt war – eine Weiheinschrift für Herkules, wie Blanc einer Schautafel entnahm, was auch immer der antike Muskelprotz ausgerechnet in Glanum zu suchen gehabt hatte. Marius schnarchte, *merde*, der Kerl war wirklich weggetreten. Milène Oreal warf ihm einen irritierten Blick zu, Blanc versetzte ihm einen Stoß.

»Nimm dich zusammen«, zischte er.

»Ich nehme meine Kräfte zusammen«, verteidigte sich Marius gähnend und nicht im Geringsten verlegen. »Das solltest du auch tun, bis Ben-Rouijal fertig ist.«

»Ich nutze meine Zeit«, erwiderte Blanc, zog seinen zerfledderten Notizblock und einen angekauften Bleistift aus einer Tasche seiner Jeans und ging zur Direktorin hinüber. »Was können Sie mir noch über Gaspard Rouge sagen? War dies seine erste Grabung in Glanum? War er vorher schon mal in der Gegend, privat oder beruflich?«

»Soweit ich weiß, war Gaspard das erste Mal hier«, erwiderte Milène Oreal. »Ganz sicher bin ich mir nicht, Saint-Rémy ist ja immer voller

Besucher, also vielleicht war er auch schon mal privat hier, aber er hat nie davon erzählt. Als Archäologe jedenfalls war das definitiv sein erster Besuch.«

»Was genau hat er hier gemacht?«

Sie deutete auf eine relativ freie Fläche inmitten der Ruinen. »Das war mal das Forum, der römische Marktplatz. Bevor die Römer kamen, hatten die Griechen hier Gebäude errichtet, die die Römer dann abgerissen haben. Man sieht aber bis heute die griechischen Fundamente unter den römischen Ruinen und, nun, die Sache ist kompliziert. Die Archäologen wollen herausfinden, wie die griechischen Bauten aussahen, welchen Zweck sie hatten und so weiter. Gaspards Kollegen werden Ihnen mehr sagen können.«

»Wo finde ich die?«

Sie hob die Schultern. »Es ist ein kleines Team von der Sorbonne gekommen: eine Leiterin und zwei Mitarbeiter, einer von ihnen ist Gaspard. War Gaspard.« Sie schluckte schwer. »Die Grabungsaktion soll noch etwa zwei Wochen dauern. Dann beginnen die Sommerferien, und es wird hier so voll, dass man nicht mehr ungestört arbeiten kann. Die Archäologen sind im Hôtel du Soleil in Saint-Rémy untergebracht. Von dort sind es bloß wenige Minuten zu Fuß bis nach Glanum. Eigentlich müssten Gaspards Kollegen jeden Moment hier eintreffen.«

»Oder sie sind schon da und kommen nicht durch die Absperrung«, erwiderte Blanc. »Ich kümmere mich darum.« Er zückte sein Handy und rief Maréchal Sylvain an, einen der fähigsten jüngeren Beamten der Einheit. »Fahren Sie zum Hôtel du Soleil und postieren Sie sich vor dem Zimmer von Gaspard Rouge. Ich schicke ein paar Kriminaltechniker hin. Vielleicht finden sie ja was.« Danach informierte er Ben-Rouijal.

»Da ist noch etwas ...« Milène Oreal hatte höflich gewartet, bis er seine Anrufe getätigt hatte, nun zögerte sie. »*Eh bien*, vielleicht hat es gar nichts zu bedeuten, doch ...« Sie nahm sich zusammen. »Gaspard hat praktisch jeden Tag länger gearbeitet als seine beiden Kollegen. Er hat morgens früher angefangen und abends später aufgehört. Ich habe ihn nie danach

gefragt, und streng genommen ging es mich auch nichts an, denn er hat in seinen Überstunden allein und außerhalb von Glanum gegraben.«

»Was meinen Sie mit außerhalb?«

Die Direktorin deutete auf die Alpillen. »Glanum ist ein Museum und als solches Staatseigentum. Aber das Land jenseits des antiken Bezirks ist entweder kommunaler Wald oder in privater Hand, die meisten Parzellen gehören Bauern aus Saint-Rémy. Ich habe dort nichts zu sagen, ich kenne mich dort nicht einmal wirklich gut aus. Doch ich habe Gaspard mehrmals zwischen den Hügeln gesehen.«

»In den Bergen jenseits der Ruinen?«

»Ja, nur ein paar Hundert Meter entfernt, höchstens, aber eindeutig nicht mehr auf dem Museumsgelände.« Sie deutete auf die Südseite des Tals, dorthin, wo es immer schmaler wurde, bis es wie eine Spalte zwischen den Bergen zu verschwinden schien. »Im Tal, an den Hängen ... Einmal habe ich ihn bei einem meiner Kontrollgänge dort überrascht und ihm irgendeine Belanglosigkeit zugerufen. Da schien er mir regelrecht erschrocken zu sein. Er hat nicht mal zurückgewunken.«

»Was hatte er dort zu suchen?« Blanc dachte an das, was ihm die Direktorin kurz zuvor erzählt hatte: Neun Zehntel von Glanum waren noch unerforscht.

»Das weiß ich wirklich nicht. Da müssen Sie seine Kollegen fragen. Obwohl ... Nun, ich hatte den Eindruck, dass weder seine Chefin noch der andere Assistent etwas davon wussten.«

»Vielen Dank, Madame.« Blanc starrte zum engen Tal, auf das Milène Oreal gezeigt hatte. Es war nur wenige Schritte von der heiligen Quelle entfernt.

»*Mon Capitaine!*« Tuaiva stürmte heran, massig wie ein Stier und mindestens genauso schnell.

»Was gibt es?«

Auch Fabienne und Marius wurden jetzt munter und eilten hinzu.

»Ich habe etwas gefunden!« Der Polizist hielt eine schwarze Sporttasche in der Hand, öffnete sie und zog triumphierend ein Portemonnaie heraus.

»Sehen Sie sich das an!«

Verbrechensserie wurde niemals aufgeklärt. Schlägt der Täter von einst jetzt wieder zu? Als nach wenigen Tagen ein zweites Opfer vermisst wird und wieder nur ein Schuh zurückbleibt, wird der Druck auf Blanc unerträglich. Zugleich fragt er sich, wie die Frauen überhaupt verschwinden konnten: Es herrscht Ausnahmezustand, die Bevölkerung ist eingesperrt, die Städte sind leer, überall hat die Gendarmerie Straßensperren errichtet. Wie konnte der Täter unter solchen Bedingungen zuschlagen? Wohin könnte er seine Opfer gebracht haben? Blanc und seinen Kollegen kommt nach und nach ein schrecklicher Verdacht: Was, wenn es einer der ihren ist?



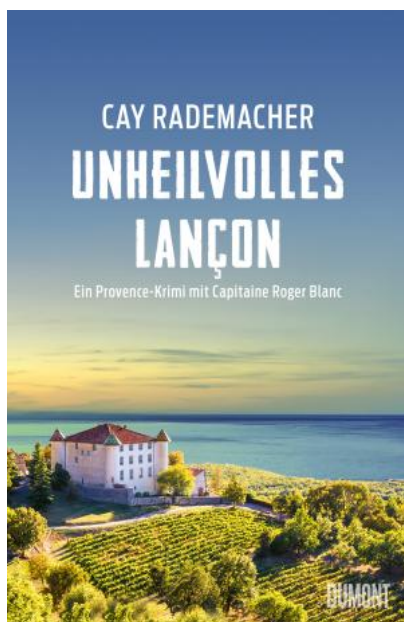
Cay Rademacher

Stille Sainte-Victoire

Der zehnte Fall für Capitaine Roger Blanc

Der April in der Provence ist warm, sonnig, grün – und mörderisch. Capitaine Roger Blanc steht vor einem auf

bizarre Weise getöteten Mann, ausgerechnet im Schatten der Sainte-Victoire, dem Berg, den Cézanne auf vielen Gemälden verewigt hat. Das Opfer: Roland Dallest, ein Bauingenieur aus Lyon, der die Statik eines Staudamms untersuchte, ein gewissenhafter, friedliebender Mann, der erst seit drei Wochen im Midi arbeitete. Für seinen Tod scheint zunächst niemand ein Motiv zu haben. Aber Blanc findet rasch heraus, dass dessen Zwillingsbruder Christian ganz in der Nähe zu tun hat: ein berühmter Paläontologe, der seit Jahren Dinosaurierknochen an der Sainte-Victoire entdeckt. Ein schrecklicher Irrtum des Täters? Wollte der Mörder eigentlich den bekannten Wissenschaftler töten und verwechselte diesen mit dem zufällig anwesenden Zwillingsbruder? Nach und nach stößt Blanc auf Geheimnisse rund um den Staudamm – und auf die Geheimnisse der Paläontologen, die sich einen gnadenlosen Wettkampf um Fossilien, Geld und Ruhm liefern. Und schon bald sehen er und seine Kollegen Marius und Fabienne mehr Verdächtige, als ihnen lieb ist ...

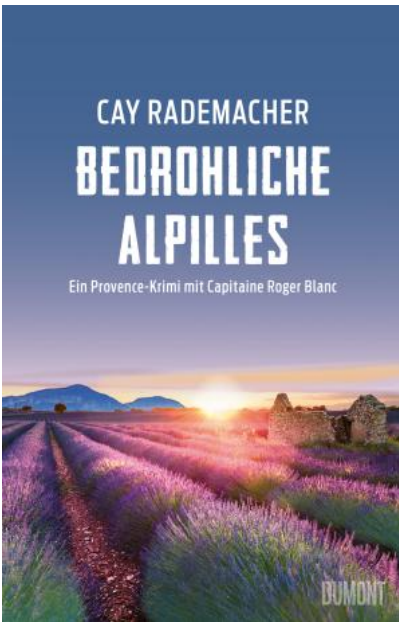


Cay Rademacher

Unheilvolles Lançon

Der elfte Fall für Capitaine Roger Blanc

Mai in der Provence. Das idyllisch am Étang de Berre gelegene Château Richelme ist ein exklusives, vielfach ausgezeichnetes provenzalische Weingut – auch weil die Besitzer allerneuste Technik einsetzen. Als eine Kameradrohne zur Kontrolle über die Reben fliegt, filmt sie für wenige Sekunden zufällig eine Frau, die leblos in der Garrigue liegt. Die Winzerin alarmiert Capitaine Roger Blanc, doch als er das Weingut erreicht, ist die Unbekannte spurlos verschwunden. Niemand wird vermisst gemeldet, es gibt keine brauchbaren Indizien. Aber die Menschen auf Château Richelme wecken Blancs Misstrauen: ein berühmter Winzer, der im Sterben liegt. Eine Winzerin, die das Schloss an einen zwielichtigen Makler verkaufen will. Ein zorniger Sohn, der es unbedingt behalten möchte. Ein alter Freund, der zugleich ein ewiger Rivale ist. Zwei Mitarbeiter, die um ihre Jobs fürchten. Alle haben mehr als ein Geheimnis zu verbergen. Schließlich erkennt Capitaine Blanc, dass jemand auf Château Richelme über Leichen geht, um sein Ziel zu erreichen. Und die Unbekannte wird nicht das einzige Opfer bleiben ...



Cay Rademacher

Bedrohliche Alpilles

Der 13. Fall der SPIEGEL-Bestseller-Reihe

Capitaine Roger Blanc ist von Gadet ins benachbarte Salon-de-Provence versetzt worden, wo er ab jetzt vor allem rätselhafte Cold Cases aufklären soll. Sein erster Fall ist ein Mord, der vor sechs Jahren stattgefunden hat: Damals wurde eine Familie in ihrem Auto auf einem entlegenen Parkplatz in den Alpilles nahezu vollständig ausgelöscht. Ebenso starb dort ein Radfahrer, der scheinbar nichts mit den anderen Opfern zu tun hatte. Blanc und seine Kollegen ermitteln in Eyguières und in Aureille, zwei malerischen Kleinstädten, deren Bewohner jedoch dunkle Geheimnisse mit sich herumtragen. Da ist die Freundin eines Opfers, die durch das Verbrechen zu einem Kind und Geld kam. Die alte Bäuerin, die sich betrogen fühlt. Da sind die beiden Rentner, die nicht nur als Touristen in die Provence fahren. Und dann die Toten selbst, die immer mysteriöser werden, je länger